

Zwei Kapitel aus der unveröffentlichten Erzählung "Die Weinfahrt"

Autor(en): **Merz, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **59 (1985)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Kapitel aus der unveröffentlichten Erzählung «Die Weinfahrt»

Paarlauf

Als Lindegger in seinem beigen Wagen losfuhr, schien die Sonne aus einem leeren Himmel heraus auf die Straße. Der frische Fahrtwind schoß durch den schräggestellten Seitenflügel, spielte mit den weißen Schläfenhaaren des Lenkers, der sich noch immer nicht alt vorkam, obwohl er schon seit einigen Jahren die staatliche Altersrente bezog und von einer ansehnlichen Pension lebte.

Als er sich während des Anfahrens im Rückspiegel kurz betrachtete, war er zufrieden mit seinem Spiegelbild: ein Männergesicht, zwei, drei markante Faltungen in der sonnengebräunten, glattrasierten Lederhaut. Und seit Jahren dieselbe After Shave Lotion.

Im Gegensatz zu seinem längst verstorbenen Vater zeigten sich auch jetzt noch keine Altersflecken auf seiner Haut, weder an den Händen noch im Gesicht. Ab und zu spürte er den Tennisellbogen beim Einlegen des vierten Ganges.

Im vergangenen Herbst ging der Seniorencup des regionalen Tennisclubs erstmals seit Jahren an ein zehn Jahre jüngeres Mitglied: Man rechnete es Lindegger als Höflichkeit an. Als ehemaliger Treuhänder wußte er, daß dem neuen Champion der Altersklasse mit dem goldenen Racket im Knopfloch die Bezahlung des Champagners nichts ausgemacht hätte, deshalb ließ er ihn erst recht für sich buchen.

Aus den Stereoboxen im Fond seines Wagens tönte Mozarts Klarinettenkonzert. Lindegger liebte Bläser. Auf der Zwischenkonsole lag eine weitere Tonbandkassette bereit: Fröhliche Jagdhornklänge. Das grüngerahmte Titelbildchen zeigte einen pausbackigen Jägersmann mit einem goldglänzenden Instrument.

Lindegger fuhr dem Jurasüdfuß entlang Richtung Bern. In Niederbipp verließ er die Autobahn und wechselte über Aarwangen auf die alte Zürich–Bern-Straße. Die sauberen Berner Bauernhäuser mit den breiten Dächern, der Laube, dem Stöckli daneben hatten es ihm schon immer angetan. – Und überall Geranien vor den Fenstern. Ein Onkel war in dieser Gegend einmal zu Geld gekommen. Jetzt belegte er ein Armengrab in einem kleinen Dorf, das Lindegger links liegen ließ. Alles verdummt, dieser Löl!

Kühe standen kauend im Gras. Auf dem Feldweg längs der Kantonsstraße führte ein Automobilist seinen Schäferhund spazieren. Lindegger genoß die Beschaulichkeit. Sein Ziel war das Waadtland, eine Weinfahrt. Er hatte im ehemaligen Kohlekeller zusätzlichen Platz schaffen lassen, um sein Weinlager erweitern zu können. Seine Frau begleitete ihn auf der Fahrt.

Das Paar redete nicht miteinander. Sie hatten sich im Laufe der Zeit angewöhnt, nur noch das Nötigste zueinander zu sagen auf ihren Fahrten und zu Hause. Und sie fuhren gut damit. Lindeggers rechtes Ohr

war ohnehin taub, ein Gehörschaden vom Aktivdienst her, den er nie recht wahrhaben wollte. Kam das Gespräch in Gesellschaft gelegentlich auf sein lädiertes Trommelfell, lachte er darüber: Männersache. Ein kleiner Studentenschmiß im Innern des Kopfes. Operieren kam für ihn nicht in Frage, und Leute mit Hörapparaten kamen ihm vertrottelt vor. In Gesellschaft machte er vorsichtshalber immer ein Gesicht, als wäre er mit allem einverstanden. Das trug ihm den Ruf der Freundlichkeit ein. Seiner Frau gegenüber konnte er sich dieses Mienenspiel sparen.

Sie hielt wie üblich den rechten Straßenrand im Auge, stemmte ihre Hand wortlos gegen das gepolsterte Armaturenbrett, wenn ihr Mann zu nahe an die Randsteine fuhr. Mit der freien Hand hielt sie ihren Wollschal vor die linke Schläfenseite. Gegen die permanente Zugluft vom offenen Seitenfenster her und in ständiger Erwartung von Migräneanfällen. Diese waren zwar in den Jahren nach dem Klimakterium immer seltener geworden, gehörten aber immer noch zum Arsenal ihrer möglichen Befindlichkeiten. Lindegger war diese Körpersprache seiner Frau so geläufig, daß er nicht mehr darauf hätte verzichten mögen.

Wenn er sich ihr jetzt zugewandt hätte, wäre sein Blick unwillkürlich an ihren in die Länge gezogenen, dunkelroten Ohrläppchen hängengeblieben. Diese Deformation rührte von den schweren, golde-

nen Ohringen her, die ihr Lindegger vor Jahren von einer kurzen Geschäftsreise nach Frankreich mitgebracht hatte. Kleine Brillanten in Rotgold und das passende Collier dazu auf der gebräunten Faltenhaut. Er kannte das, schaute nicht mehr hin.

Im Lauf der Zeit war der Frau nichts anderes übriggeblieben, als auch zunehmend kälter und härter zu werden unter dem geschenkten Edelmetall, denn Lindeggers Geschäftsreisen führten ihn immer öfter und immer weiter von ihr und ihrer Familie weg. Oft stand er auch im Einsatz für das Vaterland. Nur den Sonntag ließ er sich nicht nehmen, da bestand er strikte auf dem gemeinsamen Gottesdienstbesuch. Eine gesunde, anständige Familie. Sogar den Scheitel trugen sie alle auf derselben Kopfseite. Die Mutter bildete jeweils den Schluß der artigen Einerkolonne und stellte mit Genugtuung fest, daß ihr Ansehen innerhalb der Gemeinde von Jahr zu Jahr wuchs.

An die häufigen Geschenke gewöhnt, begann sie bald ein eigenes Ersatzteillager der Liebe anzulegen: Kristall, Silber, elektrische Apparate zur Erleichterung der Hausarbeit. Die Kinder wuchsen gerade und verließen das Haus. Sie fuhr einen eigenen Wagen, hielt sich jetzt dreimal die Woche eine Hausangestellte. Auch das Frühstücksei köpfte sie nicht mehr von Hand.

Aber für die Gäste ihres Mannes kochte sie immer noch selber, daß den Eingeladenen

beim Anblick der Schüsseln und Platten das Wasser im Munde zusammenlief. Nur ganz gemütlich wurde es während der ersten Gänge nie, denn die Gastgeberin hatte immer irgendeine kleine Peinlichkeit parat, mit der sie die Tafelrunde für Augenblicke in Verlegenheit brachte. Es war ihre Form, im voraus Rache zu nehmen an ihrem Mann, der letztlich nur auf seine eigene treuhänderische Ausstrahlung, die Qualität seiner Weine und die Stärke seiner Schnäpse vertraute. Er behielt meistens recht damit. In Gesellschaft nannte sie ihn Papa.

Am Morgen nach den Einladungen legte sie jeweils am kleinen Tischchen ihre Patience und erwartete die Abwaschfrau.

Einmal pro Woche telefonierte ihre Tochter, die den zweiten Brillanten von ihrem Mann schon erhalten hatte. Gut so. Es sollte ihren Kindern nicht besser, aber auch nicht schlechter ergehen als ihr selbst. Das sagte sie nicht. Aber es wäre in ihrem Gesicht ablesbar gewesen, hätte da jemand nach Sätzen gesucht. Ab und zu erkundigte sich auch der älteste Sohn nach dem Ergehen seiner Eltern. Diese Nachfragen genügten ihr.

Da wäre zwar noch ein weiterer Sohn, Stefan, gewesen, aber der telefonierte nicht mehr.

Eines Tages hatte sie die alten Sachen der Kinder vors Haus gestellt und durch das vergitterte Küchenfenster zugeschaut, wie der Preßarm des Müllabfuhrwagens die

blau gestrichenen Holzleisten des alten Puppenwagens zerdrückte, während die beiden Männer in den orangen Overalls bereits einen andern Container heranschooben.

Das trockene Splintern des Sperrholzes hatte sie einen Augenblick lang irritiert, aber dann glaubte sie wieder mit Bestimmtheit daran, daß ihr beim Aufräumen ein Stein vom Herzen gefallen war.

«Alles verbraucht und durchgemacht von euch», hatte sie zu Stefan gesagt, als er sich eines Tages unverhofft nach den alten Sachen erkundigte. Der Dachboden des Hauses war jetzt leer. Lindegger seinerseits wußte nichts davon. Sein Ressort war der Keller.

Im Grunde lebte Helen nun so bequem und unbelastet, wie sie es sich von einem gewissen Zeitpunkt an immer gewünscht hatte. Wann dieser Wunsch allerdings zum erstenmal aufgetaucht war, hätte sie nicht genau zu sagen vermocht. Wahrscheinlich war er im Lauf der Zeit langsam in sie hineingewachsen. Das Leben mit den Kindern hatte sie alles in allem nur alt gemacht. Jetzt wollte sie es nur noch schön haben.

Bei Tisch legte sie täglich die Hand auf die Hand ihres Mannes, wie sie es schon getan hatte, als die Kinder noch klein und die Wohnungen enger gewesen waren. Wenn sie wochentags zu zweit am großen Eßzimmertisch saßen und die bequemen Fertigmahlzeiten aßen, blieb ohnehin immer eine Hand frei. Lindegger hätte sich nicht

getraut, seine Finger unter ihrer Hand wegzuziehen, es wäre ihm auch zu anstrengend gewesen, während Helen den Mut nicht aufgebracht hätte, dieses Ritual zu verweigern. So behielt alles seine Ordnung.

Einen anderen Mann hatte Helen nie gehabt. Lindegger blieb dazu verurteilt, der einzige zu sein. Etwas anderes wäre ihm auch nicht vorstellbar gewesen.

Helen betete abends und morgens und achtete darauf, nicht zwei Sonntage hintereinander im selben Kleid zur Messe zu gehen. Die Haare unter den Armen rasierte sie aus.

Das Halali

Lindegger las die blaue Ortstafel am nächsten Dorfeingang, nickte. Er kannte die Welt, hatte sie kennengelernt, spurte korrekt in die Abbiegung ein.

«Der korrekteste Offizier im Korps», hatte der Kommandant einmal von Lindegger gesagt. Es war dabei geblieben.

Vierzig Jahre lang hatte er seiner Truppe angehört: Soldat, Unteroffizier, Offizier: Die Roten gegen die Blauen. Lindegger war immer blau gewesen, auch in den Manövern. Fünfundvierzig waren sie in dieser Gegend einquartiert, Jurasüdfuß, mitten im panzergängigen Gelände. Der Bären hatte als Kommandoposten gedient. Adjutant des Regimentskommandanten:

Lindegger ließ es den Obersten an nichts fehlen, war der ideale Berater und Gesprächspartner mit seinem starken Erinnerungsvermögen an Namen, Gefechtslagen, taktische Züge, Weinsorten. Der Oberst war froh um seinen gelehrigen Novizen, bei dem er abrufen konnte, was er jeweils gerade benötigte. Eine Milizarmee ohne Leute wie Lindegger wäre gar nicht denkbar, hatte ihm der Oberst immer wieder versichert, als die Beförderung zum Major etwas länger auf sich warten ließ als gewöhnlich.

Soweit hatte es Lindegger halt nie gebracht, daß er sich auch bei dünnen Wänden oder naher Gesellschaft getraut hätte, mitten in die Toilettenschüssel zu pissen, daß es spritzte und sprudelte. Der Oberst hatte dieses Selbstvertrauen immer und überall gehabt.

1980 stand er ihm dann zum letzten Mal zur Seite, als Harald O. Wilson aus Mapleton/Utah auf seiner «Suche nach der verlorenen Zeit», wie er seine Schweizerreise immer wieder nannte, ohne von Marcel Proust je gehört zu haben, beim Obersten Halt machte.

Es herrschte nasses Schneetreiben, als die zusammengerufenen Jagdhornisten am 25. Februar am Rande der Umzäunung einer neueren Kunststoffabrik zum Halali für den angereisten Amerikaner bliesen. Lindegger verdankte kurz und begrüßte souverän in beiden Sprachen. Der Oberst saß in dicke Decken gehüllt im Rollstuhl

neben ihm und war eingenickt. Aber Lindegger hatte alles im Griff.

Wilson's Aufenthalt in der Gemeinde, der Amerikaner sprach immer wieder von einem «great welcome», wurde zum einmaligen Dorf-Ereignis, das abends mit einer Einladung an alle Einwohner in der geschmückten Turnhalle seinen Höhepunkt fand. Der Oberlehrer, ein ehemaliger Gärtnermeister, hatte mit geschickter Hand für die Saal- und Tischdekoration gesorgt, was ihm ein besonderes Lob des Kunststoffherstellers eintrug. Dieser hielt seine Rede im Anschluß an die Worte des Gemeindepräsidenten. Er bestand unter anderem darauf, für die Kosten des Abends geradezustehen, da Wilson ja sozusagen in seinem Areal gelandet sei, damals im Februar 45.

Wilson's Bomber war am 25. Februar in London gestartet, um grenznahe Industrieanlagen zu bombardieren, war jedoch bei seinem Angriff von der deutschen Luftabwehr massiv abgetrieben und schwer beschädigt worden. Nur noch einer der vier Motoren funktionierte, als der lecke Kahn die Schweizer Grenze überflog. Zwei Maschinen der schweizerischen Flugwaffe wollten die Fliegende Festung über dem Jura abfangen und zu einem Flugfeld leiten. Aber die fremde Maschine verlor so rasch an Höhe, daß sie hinter einem kleinen Bauerndorf bald in die verschneiten Äcker schlug. Lindegger hätte die Stelle am Berg noch heute genau

bezeichnen können, wo das schwere Flugzeug über dem verschneiten Jura aufgetaucht war. Der Pilot des Bombers war bei dieser Mischung von Absturz und Bruchlandung bereits tot gewesen, und Wilson, der zu den drei Besatzungsmitgliedern gehören sollte, die überlebten, hatte das Ruder in der Hand gehabt.

«Yes, I remember», sagte der Oberst und sapperte, als sich Lindegger zu ihm niederbückte, um ihn wieder zu wecken und geradezusetzen.

Bei der harten Ankunft auf dem gefrorenen Schweizer Boden hatte Wilson jedoch schwere Kopfverletzungen erlitten, da er, wie es bei den Amerikanern üblich war, das Sturmband nicht eingehakt hatte an seinem Stahlhelm. So blieben die Erinnerungen an diesen letzten Einsatztag in Wilson's Kopf für immer gelöscht. Sie kehrten auch nach dem mehrwöchigen Spitalaufenthalt und einer kurzen Internierungszeit im Berner Oberland nicht mehr zurück. Wilson mußte mit einer Lücke in der Erinnerung seine Heimreise antreten.

«Yes, we were ready, everyone of my boys was ready, isn't it so, Lindegger?» sagte der Oberst, der Lindegger wieder mit seinem Nachnamen ansprach, obschon sie doch seit Jahren per du waren. Lindegger entschied sich deshalb, ihn wieder einschlafen zu lassen. Der Amerikaner wollte ja nur seine Erinnerung wiederhaben, und dabei konnte ihm der Oberst wahrscheinlich nicht mehr behilflich sein.

Wilson, der damals den Grad eines Lieutenants bekleidet hatte, sprach Lindegger mit Major an, während Lindegger des Gradunterschiedes wegen beim zivilen Mister Wilson blieb.

Lady Lindegger konnte die schwarz-rot karierte Jacke und die gipsweißen Zähne des Amerikaners nicht verputzen und machte aus ihrer Abneigung keinen Hehl. «Ein Cowboy», hatte sie zu ihrem Mann gesagt, der sich nicht um ihre Meinung kümmerte.

Wilson hatte sich seit einigen Jahren darum zu bemühen begonnen, seine Gedächtnislücke wieder zu schließen, da er mit zunehmendem Alter immer öfter auf sein Leben zurückzuschauen pflegte und ihn diese Leerstelle in seiner Erinnerung störte. Er hatte amerikanische, deutsche und schweizerische Stellen um allfällige Dokumente und Bildmaterial über seinen Einsatz und die Bruchlandung vom 25. Februar 1945 gebeten.

In diesem Zusammenhang hatte auch der Oberst einige Monate vor Wilsons Schweizer Besuch eine freundliche Anfrage erhalten, da er am Ende des Zweiten Weltkrieges mit seinem Regiment in der Gegend der Bruchlandung gelegen hatte, wo er noch heute ein mittelgroßes Landhaus mit rosaroten Geranien vor den Fenstern bewohnte.

Die Frau des Obersten, gewesene Witwe eines vor Jahren verstorbenen Brigadiers, verständigte Lindegger sofort, weil sie

wußte, daß er in seiner tatkräftigen Art die Sache sozusagen generalstabsmäßig in die Hand nehmen würde.

Lindegger seinerseits zog seinen ehemaligen Adjutanten für die Detailplanung des Empfangs zu. Der angesehene Bezirkslehrer verfügte über einen außerordentlichen pädagogischen und organisatorischen Weitblick. Lindegger hatte immer auf ihn zählen können.

Sie verständigten als ersten den Gemeindepräsidenten des kleinen, aufstrebenden Industrieortes und baten ihn, dem Amerikaner in der Gemeinde einen gebührenden Empfang zu bereiten. Mit einem rasch herbeigeholten Metalldetektor waren aus dem nicht asphaltierten Teil des Fabrikareals auch tatsächlich noch einige mutmaßliche Souvenirs an Wilsons Bomber geborgen worden. Sie wurden ihm am Abend des Empfangs vom Kunststoffhersteller persönlich überreicht: zwei Schrauben ohne Muttern, ein Stück rostiges Blech.

Wilson konnte zwar seine Erinnerung an den Absturztag auch mit Hilfe der beigebrachten Metallstücke nicht mehr zurückgewinnen, zeigte sich aber überwältigt von seinem zweiten «Once in a life time»-Erlebnis zur selben Zeit, am selben Ort, das ihm mit Sicherheit unvergeßlich bleiben werde, wie er immer wieder versicherte. Oft stand ihm und seinen Schweizer Veteranen aus jener Zeit das Wasser in den Augen, und sie mußten notfallmäßig nach

ihren Gläsern greifen, um die trocken gewordenen Kehlen anzufeuchten.

Zum Schluß des Abends, I'am Harald, I'am Dölf, hatten sie kurz vorher zueinander gesagt, lud Lindegger den amerikanischen Freund ein, mit ihm am kommenden Morgen nach Dübendorf zu fahren, um dem Museum der Schweizerischen Flugwaffe einen Besuch abzustatten. Harald stimmte begeistert zu. Nur der Adjutant mußte auf die Ausfahrt verzichten, da er für den nächsten Tag Geometrie-Prüfungen angesagt hatte.

Helen hatte das Foto schießen müssen, als Lindegger mit Wilson vor der alten Morane stand, die eine Hand um die Schulter des Kameraden, die andere auf das Flügelende der unverwüstlichen Kampfmaschine gelegt. Distanz und Belichtungsgrad hatte er im voraus selber richtig eingestellt. Er liebte schöne Erinnerungen. Und es gab kaum Bilder von ihm, auf denen er nicht in günstiger Beleuchtung stand.